

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

Nr. 25. 1887.

## Aus Leidenschaft.

Roman  
von  
Friedrich Friedrich.  
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da trat Ernst ein. Eschbach sprang erfreut auf und eilte dem Eingetretenen entgegen.

„Ah, das ist schön, daß Du kommst!“ rief er. „Fast wäre ich zu Dir gekommen, allein ich befürchtete, Dich nicht daheim zu treffen, der blaue Himmel lockt ja Alles in's Freie!“

„Ich hatte die Absicht, mit Ullu spazieren zu gehen — wir kommen ja sehr selten dazu — da erhielt ich Besuch,“ gab Ernst zur Antwort. „Dankmann!“ fiel Eschbach ein.

„Nein, Du würdest es kaum raten, deshalb will ich Dich nicht auf die Probe stellen — Hercher!“

Ueber das Gesicht des Kommissärs glitt es wie ein Schatten hin. „Ah! Dein künftiger Herr Schwager!“ rief er nicht ohne leisen Klang der Bitterkeit in seiner Stimme.

„Ja. Er kam zu mir, um eine Versöhnung mit meinem Vater zu vermitteln.“

„Kam er im Auftrage Deines Vaters?“  
„Darüber hat er sich nicht bestimmt ausgesprochen, jeder Frage, die ich in der Beziehung an ihn richtete, wich er äußerst geschickt aus, ich glaube es indessen.“

„Ernst, dann weise die Versöhnung nicht zurück. Dein Vater ist schroff und hart gegen Dich gewesen, allein Du darfst auch nicht vergessen, daß Du ihm manchen Kummer bereitet hast. Sein Kopf ist eigensinnig, aber sein Herz ist gut — nun, Du kennst ja seinen Sohn, der gleicht ihm in manchem Punkte!“ fügte Eschbach scherzend hinzu.

„Ich bin nicht unversöhnlich,“ fuhr Ernst fort. „Er hätte nur einen anderen Vermittler wählen sollen. Hätte er Dich gewählt, so würdest Du mich sehr willig gefunden haben, Hercher dagegen ist mir nicht sympathisch, und trotz all' seiner Freundlichkeit kann ich kein Vertrauen zu ihm fassen.“

„Vergiß nicht, daß er Deinem Vater als künftiger Schwiegersohn sehr nahe steht!“ warf Eschbach ein.

„Dasselbe habe ich mir auch gesagt,“ gab Ernst zur Antwort. „Er war überaus freundlich, er sagte mir, er sei glücklich, wenn eine Ausöhnung zu Stande komme, dieselbe sei sein sehnlichster Wunsch, und er habe Alles aufgeboten, meinen Vater versöhnlich zu stimmen, es sei ihm auch gelungen — dennoch kann ich kein Vertrauen zu ihm gewinnen. Er ist zu freundlich, um wahrhaft herzlich zu sein. Es mag vielleicht eine Thorheit sein, allein seine wasserblauen Augen mißfallen mir; während sein Gesicht lächelt, blicken sie kalt, und ich kann nicht den Gedanken fassen, daß er ein Herz besitzt!“

„Du magst vielleicht Recht haben,“ sprach Eschbach, denn auch er hatte zu dem Ingenieur nie Vertrauen gewinnen können, „dennoch mußt Du dieses Vorurtheil zu überwinden suchen. Söhnst Du Dich mit Deinem Vater aus, so wirst Du mit Hercher oft zusammenkommen. Was hast Du mit ihm verabredet?“

„Er theilte mir mit, daß mein Vater durchaus versöhnlich gemüth sei, sich aber nicht entschließen könne, den ersten Schritt zur Ausöhnung zu thun und mir zuerst die Hand entgegenzustrecken. Er stellte mir vor, daß dies mir als Sohn zukomme...“

„Ernst, darin hat er Recht!“ warf Eschbach ein.  
„Das habe ich auch zugestanden; ich habe eingewilligt, mich durch ihn morgen Abend zu meinem Vater führen zu lassen — hinterher hat mich mein Versprechen jedoch gereut.“

„Weshalb?“  
„Ich kann mein Herz nicht unbefangen und offen zeigen, wenn Hercher zugegen ist, ich weiß, daß seine wasserblauen Augen beobachtend auf mir ruhen werden, das wird mich beengen, gewissermaßen einschüchtern, und ich werde meinem Vater kälter und gezwungener, als es mir um's Herz ist, entgegentreten!“

„So geh' vorher allein zu Deinem Vater — das ist das Beste!“,  
„Nein — nein, auch davor hängt mir. Du kennst mein heißes Blut und meinen raschen Kopf, ein unvorsichtiges Wort meines Vaters könnte mich reizen — ich könnte vergessen — es ist besser, ich treffe zuerst nicht mit ihm allein zusammen. Du aber mußt jedenfalls morgen Abend zugegen sein, Rudolph, erweise mir die Liebe und komme!“

Unwillkürlich, wie erschreckt war Eschbach aufgesprungen. Er sollte zu Harport gehen und die Wiedersehen, die er noch immer so leidenschaftlich liebte, wenn er die Hoffnung, sie je zu besitzen, auch längst begraben hatte?

„Ich kann es nicht!“ rief er.  
„Du kannst es nicht?“ wiederholte Ernst, der die Aufregung des Freundes nicht begriff. „Du willst mir diesen Gefallen nicht erweisen? Weshalb nicht?“

Eschbach strich mit der Hand über die Stirn hin, dieselbe war feucht. Zu plötzlich und unvorbereitet war ihm Ernst's Bitte gekommen. Aber mußte er nicht doch früher oder später mit Meta zusammentreffen? Konnte er Harport's Haus, in dem er so lange als Freund verkehrt hatte, gänzlich meiden? Meta's Schweigen auf seine Briefe hatte ihn tief gekränkt, es hatte sein ganzes Lebensglück vernichtet — sollte er dies Meta offen zeigen? In ihm regte sich ein Gefühl des Stolzes — überwinden mußte er so wie so — er wollte wenigstens nicht zeigen, wie schwer es ihm wurde. Er raffte sich mit Gewalt zusammen.

„Gut, ich komme!“ sprach er. „Ich hatte mich für morgen Abend bereits versprochen — ich werde es rückgängig machen!“

„Du thust es nicht gern,“ warf Ernst ein, der die Erregung des Freundes nicht begriff.

„Doch — doch!“ versicherte Eschbach. „Du weißt, daß es mir eine Freude macht, wenn ich Dir einen Dienst erweisen kann. Ich thue es gern!“

„Hercher will mich morgen um sieben Uhr aus dem Geschäfte abholen.“

„Gut, dann bin ich bereits um halb sieben Uhr bei Deinem Vater! Mein Wort darauf. Nun geh' noch etwas mit Deiner kleinen Frau spazieren. Ich würde Euch gern begleiten, aber heute ist es mir wirklich unmöglich und — Ihr habt auch keine Begleitung nöthig!“

Ernst eilte fort, um dem Rathe des Freundes zu folgen; er hatte ohnehin Ullu versprochen, bald zurückzukehren.

Eschbach schritt erregt in seinem Zimmer auf und ab. Schon am folgenden Tage sollte er Meta wiedersehen! Besaß er denn die Kraft dazu? Er hatte den Besuch bei Harport hinausgeschoben, um erst volle Ruhe zu gewinnen, nun kam es so schnell, früher als er geahnt hatte.

Was sollte er Meta sagen, wie ihr entgegentreten? War er im Stande, einen Glückwunsch über die Lippen zu bringen? Er strich wiederholt über die Stirn hin, doch er hatte Ernst sein Wort gegeben und war entschlossen, es zu halten.

Der Abend war heringebrochen und es wurde ihm zu eng in der Stube; er wollte wenigstens beim Weine die trüben Gedanken verschleuchen, die in dem beengten Raume seines Zimmers sich immer mehr an ihn herandrängten.

Er verließ das Haus und schritt langsam in Gedanken versunken über die Straße hin.

Plötzlich legte sich eine feste Hand auf seine Schulter. Schnell wandte er sich um, Harport stand vor ihm.

„Da habe ich Sie — da habe ich Sie! Sie sind also endlich zurückgekehrt und noch nicht einmal zu mir gekommen?“ rief der Steinmetzmeister. „Sie haben Ihre alten Freunde ganz vergessen! Haben während der langen, langen Zeit nicht ein einziges Mal geschrieben? Kommissär, das ist schändlich! Das ist eine Sünde, die Ihnen nie vergeben werden kann!“

Harport's Worte hatten Eschbach wenigstens Zeit gewährt, sich zu fassen. Das war noch ganz der alte, derbe, lustige und prächtige Mann, der vor ihm stand.



„Ich bin erst vor wenigen Tagen zurückgekehrt,“ entgegnete Eschebach, Harport's Händedruck erwidern.

„Erst vor wenigen Tagen,“ wiederholte Harport mit scherzender Entrüstung. „Als ob Sie mich in den wenigen Tagen nicht wenigstens zehnmal hätten besuchen können?“

„Es war mir unmöglich!“  
 „Für einen Polizeikommissär, wie Sie, ist nichts unmöglich!“ fuhr Harport fort. „Nun habe ich Sie einmal und nun müssen Sie auch mit zu mir kommen und müßte ich Sie mit Gewalt mit mir ziehen!“  
 Er erfaßte Eschebach's Arm so kräftig, als wäre er wirklich gesonnen, seine Worte auszuführen.

„Ich kann heute nicht!“ rief der Kommissär, der bei dem Gedanken, so bald vor Meta hintreten zu sollen, unwillkürlich erschrocken war.

„Haha! Sie müssen!“ rief Harport und hielt Eschebach's Arm fest. „Wenn Sie Dienst haben, so gehe ich mit Ihnen direkt zum Polizeipräsidenten, und ich wette Hundert gegen Eins, daß er Sie für heute Abend freigibt, wenn ich ihm sage, daß Sie mit mir kommen müssen!“

„Ich werde morgen Abend zu Ihnen kommen,“ versprach Eschebach.  
 „Schön, das ist mir sehr angenehm, allein ich will Sie auch heute Abend bei mir sehen,“ fuhr Harport fort. „Sind Sie durch den Dienst abgehalten?“

„Nein.“

„Nun, dann können Sie mir umsoweniger ausweichen. Im Ernst, Kommissär, wenn Sie nicht mit mir gehen, dann nehme ich an, daß Sie nicht kommen wollen und daß Ihnen an dem ferneren Umgang mit mir nichts liegt. Es würde mich sehr schmerzen, denn die Gerechtigkeit müssen Sie mir widerfahren lassen, daß ich Sie stets in der aufrichtigsten und herzlichsten Weise willkommen geheißener habe; ich freute mich jedesmal, wenn Sie kamen!“

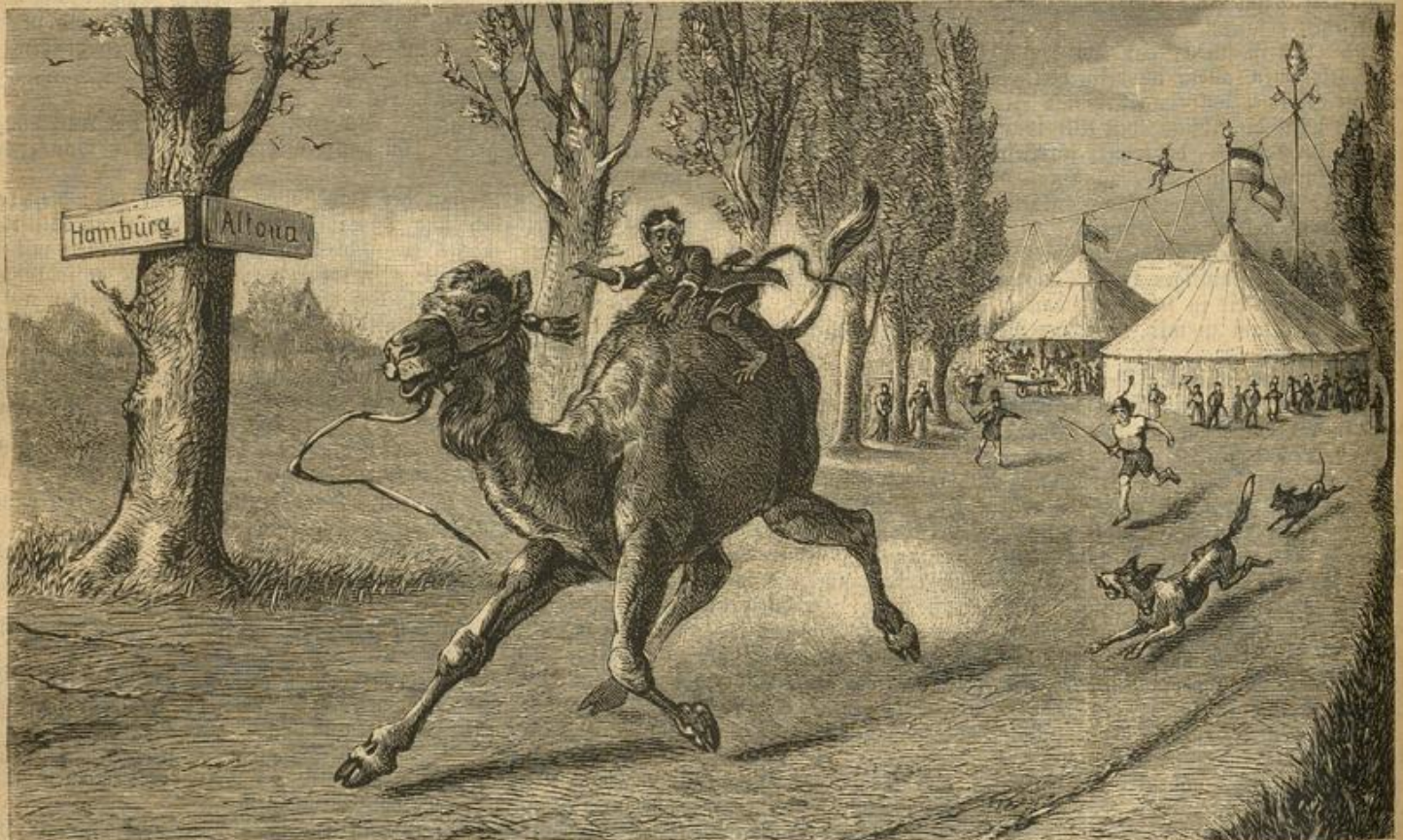
Eschebach schwankte. Am folgenden Abend mußte er doch Meta gegenübertreten, was lag daran, wenn dies vierundzwanzig Stunden früher geschah? Es war vielleicht gut, wenn er den peinlichen Augenblick sobald als möglich durchkostete. Harport sprach so aufrichtig und innig, derselbe war ganz der Alte geblieben.

„Ich habe Ihnen nie etwas abschlagen können, deshalb füge ich mich auch heute,“ sprach er.

„Nun endlich — endlich!“ rief Harport und legte seine Hand in Eschebach's Arm. „Nun kommen Sie. Sehen Sie, ich bin ganz großmüthig und frage nicht einmal, weshalb Sie mir gar nicht geschrieben.“

„Geschäfte . . .“ begann Eschebach.

„Halt!“ fiel Harport ein. „Ich will keine Entschuldigungsgründe wissen, denn sie nützen nichts; ich hoffe, Sie werden durch Ihren fleißigen Besuch Alles wieder gut machen!“



Eine Arbeitseinstellung. (S. 100)

Plaudernd schritten sie weiter. Harport war in der heitersten Stimmung, Eschebach wurde stiller und stiller, je mehr sie sich dem Ziele näherten.

Endlich langten sie in Harport's Hause an.  
 „Nun kommen Sie — kommen Sie!“ drängte der Steinmetzmeister.  
 „Meine Tochter wird Augen machen, wenn ich den eingefangenen Vogel bringe!“

Er schob den Kommissär fast in das Gesellschaftszimmer.  
 „Hier bringe ich ihn!“ rief er. „Auf der Straße habe ich ihn aufgegriffen, er ist schon seit mehreren Tagen zurückgekehrt, hat aber ganz vergessen, daß hier draußen Bekannte wohnen!“

Als Eschebach in das Zimmer trat, war Meta, bei welcher Dantmann war, erschrocken zusammengejuckt, das Blut wich aus ihren Wangen, ihre Rechte griff nach der Lehne ihres Stuhles, um sich daran zu halten. Ihr Vater bemerkte dies nicht, denn er eilte auf Dantmann zu, um diesen zu begrüßen.

„Heute habe ich endlich einmal wieder die alten Bekannten beisammen!“ rief er, die Hand des jungen Bildhauers schüttelnd. „Auch Sie sind hier ein seltener Vogel geworden!“

Eschebach war an Meta herantreten, es war ihm, als ob sein Herz von hundert Messern zerschnitten werde, er wollte indessen ruhig bleiben und nicht verrathen, was in ihm vorging.

„Ich komme mit meinem mündlichen Glückwunsche spät,“ sprach

er, „ich hoffe, Sie werden deshalb nicht an der Aufrichtigkeit desselben zweifeln.“

„Nein — ich danke Ihnen,“ brachte Meta mit Mühe hervor. Sie war nicht im Stande, mehr zu sagen. Auch Eschebach schwieg. Weder Eschebach noch Meta wurden bei diesem ersten Wiedersehen von den übrigen Anwesenden beobachtet.

„Ich bin heute eigentlich nur als Bote gekommen,“ wandte Dantmann sich an Harport. „Hercher begegnete mir und bat mich, Ihnen diesen Brief zu überbringen.“

Harport überflog die ihm übergebenen wenigen Zeilen und sein Gesicht nahm den freudigsten Ausdruck an. Die Zeilen lauteten: „Alles vortrefflich gelungen — Ernst ist durchaus versöhnlich gestimmt. Ich komme heute Abend erst später, dann alles Nähere mündlich.“

„Hercher.“  
 „Dantmann, ich werde nie vergessen, daß Sie mir diese Zeilen gebracht haben!“ rief der Steinmetzmeister. „Kommissär, dieser Brief bringt mir eine sehr — sehr frohe Botschaft! Die Ausöhnung mit meinem Sohne steht bevor!“

„Vater, ist das wahr?“ fiel Meta ein.  
 „Ja, ja, Kind, ich weiß ja, daß ich Euch Allen eine Freude bereite!“ fuhr Harport fort. „Es hat mich einen Kampf gekostet, mein Kopf sträubte sich dagegen, jetzt bin ich aber doch froh, daß ich meinem Herzen nachgegeben habe!“

„Wann wirst Du Dich mit Ernst ausführen?“ fragte Meta.

„Ich weiß es noch nicht — Hercher schreibt nichts darüber — ich vermute fast, daß er gesonnen ist, ihn heute Abend hierher zu bringen. Er hat mir freilich versprochen, mich nicht zu überraschen, jetzt aber bin ich mit Allem zufrieden, denn jede Stunde, welche die Versöhnung früher erfolgt, ist nur ein Gewinn!“

„Ernst wird erst morgen Abend hierher kommen,“ bemerkte Eschbach.

„Kommissär, woher wissen Sie dies? Wissen Sie denn Alles?“ rief Harport.

„Es gehört zu meinem Berufe,“ gab Eschbach scherzend zur Antwort.

„Sie haben Hercher gesprochen.“

„Gewiß nicht.“

„Nun, woher wissen Sie es?“



Das Gebäude der Spielbank auf Monte Carlo in Monaco. (S. 100)

„Von Ernst selbst — er war heute gegen Abend bei mir und theilte mir Alles mit.“

„Und er wird morgen Abend zu mir kommen?“ rief Harport, nicht im Stande, seine freudige Erregung zu verbergen. „Und er kommt gern?“

„Er freut sich auf die Ausöhnung nicht weniger als Sie!“ entgegnete Eschbach.

„Den heutigen Abend wollen wir vergnügt zubringen!“ fuhr Har-

port fort. „Wißt Ihr denn, wer das Meiste zu dieser Versöhnung beigetragen und mein Herz bezwungen hat? — Ernst's Frau!“

„Sie kennen dieselbe?“ warf Eschbach ein.

Harport erzählte, wie er sie kennen gelernt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Eine Arbeitseinstellung.** (Mit Bild auf Seite 98.) — Eine Arbeitseinstellung höchst komischer Art ist es, welche unsere Illustration auf S. 98 darstellt. Der Ort der Handlung ist, wie der zur Linken sichtbare Wegweiser zeigt, das beständige von allen möglichen Verkaufsbuden, Menagerien, Kunstreiterzelten u. s. w. belebte Heilige-Geist-Feld zwischen Hamburg, der Vorstadt St. Pauli und Altona. Das bei einer jener Truppen wandernder „Künstler“ mitwirkende Dromedar ist augenscheinlich der sich immer wiederholenden Produktionen überdrüssig geworden und hat sich in einem geeigneten Momente aus dem Staube gemacht. Seinen Reiter, ein Aeffchen in buntem Frack und Kniehosen, trägt es noch auf dem Rücken. Schon ist aber eine Verfolgung des Buckelthieres eingeleitet worden, die den Flüchtling wohl bald wieder unter das alte Joch liefern und der versuchten „Arbeitseinstellung“ ein schnelles Ende bereiten wird.

**Die Spielbank in Monaco.** (Mit Bild auf Seite 99.) — Die einzige in Europa noch staatlicherseits erlaubte öffentliche Spielbank befindet sich in Monaco, jenem kleinen Fürstenthum an der Riviera di Ponente zwischen Nizza und Genua. Nach der 1872 erfolgten Aufhebung der Spielbanken in Deutschland erwarb der Spielpächter Francois Blanc das in Monaco bereits bestehende Spieletablisement, das bisher aber nicht recht hatte in Flor kommen wollen, und ließ nun mit Aufwendung großer Kapitalien auf dem Monte Carlo herrliche Gärten und das „Casino“, jenes Gebäude der Spielbank, von dem wir auf S. 99 eine Ansicht bringen, anlegen. Dieser Palast des Spielteufels auf der Terrasse des Monte Carlo hat eine wahrhaft paradiesische Lage hoch über den blauen Wogen des Mittelmeeres, ist im Barockstil aufgeführt, mit kleinen Thürmchen, Skulpturenschmuck und bemalter Fassade versehen und im Innern mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestattet. Das Etablissement, welches seit dem Tode des Gründers an eine Aktiengesellschaft übergegangen ist, umfaßt einen Lesesaal, einen prachtvollen Konzertsaal, ein Theater, und endlich zwei kleinere und einen großen Salon als Spielsäle mit fünf Roulettes und zwei Tischen für Trente-et-quarante, an denen täglich Millionen ihre Besitztümer wechseln und täglich leichtsinnige, charakterlose Menschen dem gänzlichen moralischen und materiellen Ruin entgegengeführt werden. Trotz der schon seit Jahren unterhaltenen internationalen Agitation gegen die Spielhölle in Monaco ist es leider immer noch nicht gelungen, dem Unwesen derselben ein Ende zu machen.

**Von oben muß man anfangen.** — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen beabsichtigte einst, allen Bedienten seines Hofstaates, hauptsächlich aber den untersten, einen Theil der Besoldung zu kürzen und ihnen namentlich die früheren Nebeneinkünfte, als freies Holz, Licht u. s. w., zu entziehen. Natürlich verursachte diese Maßregel unter den davon Betroffenen große Verstärkung und Betrübnis. Einige Tage, nachdem das Vorhaben des Königs bekannt geworden, trat der Geheimrath v. Gundling, der Lustigmacher des Monarchen, zu früher Stunde in dessen Schlafzimmer, schritt rücksichtslos auf das Bett, worin sich der Herrscher noch befand, zu, und schob alle Stühle mit großem Gepolter bei Seite. Der dadurch aufgeweckte König öffnete die Bettvorhänge und fragte entrüstet: „Was, zum Henker, macht Er denn für einen Lärm?“ — „Ach, man hat nichts wie Verdruß und Aerger!“ lautete die unwirksame Antwort. — „Was ist ihm denn widerfahren? Er sieht ja aus, als wolle Er Alles in Stücke reißen.“ — „Wie kann man denn lachen, wenn Einem nichts wie betrübtete Gesichter ausstoßen, wenn man nichts wie Seufzen und Klagen hört?“ — „Wer klagt denn?“ — „Dero gesammte Dienerschaft, Majestät, Sie wollen zu viel von ihrer ohnehin karglichen Einnahme streichen.“ — „Das ist dem Volk schon recht. Jedermann belüßt und betrügt mich und thut seine Schuldigkeit nur halb.“ — „Darin stimme ich Ihrer Majestät bei. Mit meiner eigenen Dienerschaft geht es auch nicht anders. Gestern befahl ich beispielsweise meiner Magd, die Treppe zu putzen. Was thut die einfältige Person? Sie nimmt zuerst die unterste Stufe vor, dann die zweite, dritte, vierte und so weiter, und macht auf diese Weise natürlich, je höher sie steigt, das Unterste immer wieder schmutzig. Eine solche Arbeit dient doch zu nichts; von oben muß man stets anfangen; von oben, nicht wahr, Ihre Majestät?“ Der König merkte den versteckten Sinn und sagte lächelnd: „Ja, darin hat Er wohl Recht; ich werde mit dem Hofmarschall reden.“ Das geschah und die Dienerschaft behielt ihren Lohn, sowie ihre Nebeneinkünfte. [L. M.]

**Marie Preston und die Königin Marie von England.** — Nikolaus Preston war geheimer Rath des Königs Jakob II. von England gewesen, und seinem Fürsten, als er vertrieben worden war, wie ein echter Schotte mit ganzer Seele treu geblieben. An der Stelle Jakob's saßen seine Tochter, die Königin Marie, und ihr Gatte Wilhelm auf Englands Thron, als der vertriebene König mit Unterstützung Frankreichs in England wieder landete und seine Anhänger zum Kampfe gegen König Wilhelm, seinen Schwiegerjohn, aufforderte. Nikolaus Preston war einer der Ersten, die zu der alten Fahne eilten, während seine Tochter, ein elfjähriges Kind und die

Bathe der Königin Marie, in London am Hofe blieb. Nach hartem Kampfe unterlagen die Aufständischen im Jahre 1689 den Heeren des Königs Wilhelm. Jakob II. verließ für immer das Land seiner Väter, das so viel Blut der Familie Stuart schon getrunken hatte, und seine Anhänger, darunter auch Nikolaus Preston, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Nach den blutigen Grundsätzen der Zeit konnte das Urtheil nicht anders als auf Tod lauten. Da wurde Preston durch ein Wort aus Kindermund gerettet. Seine Tochter hatte von der Verurtheilung ihres Vaters gehört. Betrübt stand das liebe Mädchen Tags darauf im Zimmer der Königin Marie und blickte auf ein großes Porträt König Jakob's. „Warum starrst Du das Bild meines Vaters so an?“ fragte die Königin freundlich. „Ach,“ versetzte ihr kleines Mädchen weinend, „ich dachte nur, wie hart es sei, daß mein Vater sterben soll, weil er dem Ihrigen so treu war!“ Diese Worte, die so viel Wahrheit in sich trugen, rührten das Herz der Königin Marie; sie küßte das Kind, eilte dann zu ihrem Gemahl und bestürmte diesen so lange mit Bitten, bis er Nikolaus Preston begnadigte. [L.]

**Ein rettendes Wort.** — Markgraf Albrecht von Brandenburg eroberte am 9. August 1552 die Stadt Mainz und hauste sehr übel darin, insbesondere gegen Kirchen, Klöster, Stützherrn und Geistliche. Mit seinem Besuche kam er auch an das kleine Kloster der Tertiärerinnen bei Weisbaden, dicht neben Mainz, und klopfte an die Pforte. Der rauhe Markgraf herfschte die erschienene alte Nonne an: „Was haltet Ihr von dem Markgrafen?“ Die Nonne antwortete: „Wir kennen ihn nicht, aber wir bitten Gott für ihn, daß er ihm gebe, was ihm zu seiner Seligkeit nötig ist.“ — „Das hat Dir der Teufel gerathen, oder Gott selbst hat Dir die Worte in den Mund gelegt,“ rief der Markgraf. „Es soll Euch aber derohalben kein Leid widerfahren, Euer Klosterlein ist Euch geschenkt, und nun macht Eure Thüre zu und gehabt Euch wohl.“ Darauf malte der Markgraf mit Kreide einen Galgen auf die Außenseite der Thüre zum Zeichen, daß Niemand von seinen Soldaten bei Leibstrafe dem Klosterchen einen Schaden zufügen sollte und ritt davon — und wirklich ist dem Kloster in jenem Kriege nicht das Geringste zuges-toßen. [G. Sch.]

**Das unbeachtete Signal.** — In der Seeschlacht bei Kopenhagen zwischen den Engländern und Dänen am 2. April 1801 gab der englische Admiral Parker der Division seiner Flotte, welche Nelson kommandirte, das Zeichen, den Kampf einzustellen. Nelson gewahrte es wohl, kehrte sich aber nicht daran, bis sich der Kapitän Foley erlaubte, ihn darauf aufmerksam zu machen. „Ich sehe nichts,“ versetzte Nelson kaltblütig; „eine schlimme Sache, einäugig zu sein.“ Foley reichte ihm nun ein Fernrohr, aber der Tapere hielt es vor sein erloschenes Auge und schwur, nicht das Geringste zu bemerken. Er setzte den Kampf fort und erlang einen glänzenden Sieg. [L. M.]

**Eine zweideutige Empfehlung.** — Ein Rath beim Magistrat einer Kleinstadt wünschte eine Beförderung. Er reichte daher an maßgebender Stelle eine Bittschrift ein und motivirte sein Gesuch unter Anderem durch folgende Ausführung: „Nachdem ich während der Kriegszeit und den damit verbundenen Unruhen eine solche Thätigkeit bewiesen, daß ich im Amtsbureau sogar geschlafen habe, so glaube ich einer gnädigen Berücksichtigung entgegensehen zu können.“ [Dr. R. M.]



**Guter Trost.**  
 Bauer: Was weinst denn, Michel, hat Dir Einer 'was gethan?  
 Michel (schluchzend): Der Herr Lehrer — sagt immer — ich wäre ein Dumm — Dummkopf und blieb ein Dummkopf mein — mein Leben lang, und in meinen Kopf wäre nichts hineinzubringen.  
 Bauer: Wenn's weiter nichts ist, Michele, da tröst' Dich nur, dasselbe hat mein Lehrer auch zu mir gesagt, und seht behauptet die Mutter alle Abend, ich hätt' 'was im Kopfe.

**Charade.**  
 Ich biete Dir zum Trinken  
 Den edlen Feuerwein;  
 Du siehst mich tagend winken  
 In einer Stadt am Main.  
 Auflösung folgt in Nr. 26.  
 Willst Du mich zahlreich sehen,  
 So mußt Du Dich bemühen  
 Zum Lande hinzugehen,  
 Wo die Citronen blüh'n. [R. Franz]



**Bilder-Räthsel.**  
 Auflösung folgt in Nr. 26.  
 Auflösungen von Nr. 24: des Räthfels: Lachen; des Biffer-Räthfels: Bella, Ella, Nabella, Abel, Bafe.

**Alle Rechte vorbehalten.**  
 Verlag von Chr. Wildbrett in Wildbad.  
 Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
 Hermann Schönlein in Stuttgart.